

CORNELIUS MELVILLE
**VERFALL UND UNTERGANG
DES RÖMISCHEN REICHES**
VON EDWARD GIBBON
IX. BAND
NACHTRAGSBAND

BILDER – DOKUMENTE – ESSAYS – EPITOME – CHRONIK

Zusammengestellt, übersetzt und kommentiert
von Cornelius Melville

Erste Veröffentlichung:
2017 im Projekt Gutenberg-DE

Verlag Projekt Gutenberg-DE
ISBN: 9783865118622
Copyright © 2017: Cornelius Melville und
Projekt Gutenberg-DE

Cornelius Melville, geboren 1945 in Ludwigslust und aufgewachsen in Hamburg, hat nach dem Abitur am Humanistischen Gymnasium »Staatl. Christianeum« Naturwissenschaften studiert und sich dann während seiner langjährigen Tätigkeit in der Erwachsenenbildung eine gleichbleibende Zuneigung zu den Realien und der Kultur des klassischen Altertums bewahrt. Die vorgelegte Übersetzung wurde veranlasst durch seinen Wunsch, dem deutschsprachigen Lesepublikum eine vollständige Neuübersetzung des »unsterblichen Gibbon« (Ferdinand Gregorovius) vorzulegen.

INHALT

EINFÜHRUNG IN GIBBONS DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE	9
EINIGE NACHRICHTEN VON GIBBON; MITGETHEILT VON EINEM FREUNDE DESSELBEN	31
GIBBON UND DER ATHEISMUS	47
ABBILDUNGEN	55
I RÖMISCHER ALLTAG	57
II BILDNISSE GEKRÖNTER HÄUPTER	65
III KONSTANTIOPEL	101
IV VON DER ANTIKE ZUM MORGEN DES ABENDLANDES	123
EPITOME	151
CHRONOLOGIE UND INHALTSVERZEICHNIS VON BAND I-VIII	189

EINFÜHRUNG IN GIBBONS DECLINE AND FALL OF THE ROMAN EMPIRE

von J. B. Bury, M.A., 1906

GIBBON gehört zu den wenigen Autoren, die in der Literaturgeschichte einen ebenso hervorragenden Platz einnehmen wie unter den bedeutenden Historikern. Für uns ist er an dieser Stelle als Historiker von Bedeutung; wir werden zu untersuchen haben, ob wir die von ihm entwickelte Sichtweise vom Verfall und Untergang des römischen Reiches auch heute noch als sachlich zutreffend ansehen können in Ansehung der Entdeckungen, welche seit der Abfassung des Werkes zutage gefördert wurden. Aber die Tatsache, dass sein vor mehr als einhundert [mittlerweile »zweihundert«, A.d.Ü.] Jahren verfasstes Werk immer noch im Kreis des gebildeten Publikums seine Leser findet und nicht den Weg von David Hume und William Robertson gehen musste, welche wir »klassisch« nennen und dennoch auf den Regalen einstauben lassen, verdankt sich der einmaligen und glückhaften Einheit von Historiker und Schriftsteller. Gibbon nimmt so den gleichen Rang ein wie Thukydides und Cornelius Tacitus und liefert das vermutlich eindrucksvollste Beispiel dafür, dass in der Historiographie ein glänzender Stil und wissenschaftliche Genauigkeit – die sich im Falle etwa eines Titus Livius nachgerade gegenseitig ausschließen – trefflich miteinander harmonisieren können.

Seine Bedeutung als Schriftsteller ist bedingt durch die Tatsache, dass er ein Vertreter wichtiger Anschauungen und ein großer Stilist war. Die richtige Einschätzung seines Stils fällt der Literaturgeschichte zu; es dürfte dennoch von Interesse sein, sich vor Augen zu führen, wie viel Aufmerksamkeit er auf ihn verwandte, indem man die Änderungen studiert, die er in seinem Text vornahm. Der erste Band erschien 1776 im Quartformat, und die zweite Quartausgabe dieses Bande aus dem Jahr 1782 weist eine beträchtliche Anzahl von Varianten auf. Ich habe diese ersten vierzehn Kapitel dieser beiden Ausgaben sorgfältig kollationiert und dabei festgestellt, dass die Änderungen nicht etwa der Korrektur sachlicher Fehler geschuldet waren, sondern der Verbesserung der Satzmelodie, der Umstellung von Daktylus und Creticus oder der Suche nach einem präziseren Ausdruck. Einige Beispiele könnten von Interesse sein: [die fragliche Textstelle der 1. Aufl. 1776 ist kursiv gedruckt, die verbesserte Version aus der 2. Aufl. 1782 steht in eckigen Klammer dahinter, A.d.Ü.]

S. 2: Instead of exposing his person and his legions to the arrows of the Parthians, he *satisfied himself with* [*obtained, by an honorable treaty*] the restitution of the standarts and prisoners which *were* [*had been*] taken in the defeat of Ceassus.

S. 12: The peasant or mechanic, imbibed the useful prejudice ... that, although the prowess of a private soldier *might* [*must often*] escape the notion of the fame, *it would be in his power to* [*his own behavior might*] confer glory or disgrace on the company, the legion or even the army, to whose honours he was associated.

S. 67: The olive, in the western world, *was the companion as well as the symbol of peace* [*followed the progress of peace of which it was considered as the symbol*].

S. 75: The *general* [*obvious*] definition of a monarchy seems to bet hat of a state &c.

S. 77: The greatness of the Roman state, the corruption of manners, and the licence of the soldiers *added new weight* [*supplied new arguments*] to the advocates of monarchy.

S. 79: *On the most important occasions* [*The most important resolutions of*] peace and war were seriously debated in the senate.

S. 93: Which ... had *just finished* [*recently achieved*] the conquest of Judaea.

S. 136: ... a throne *streaming* [*polluted*] with the blood [*recent blood*] of so near a relation.

Dies sollen einige wenige Beispiele sein für die zahlreichen Fälle, in denen der Zweck der Änderungen die Politur des Ausdrucks war. Zuweilen aber werden in der neuen Auflage die Aussagen in eine minder gefällige Form gebracht:

S. 11: The legions themselves *consisted* [*were supposed to consist*] of Roman citizens. [Hier ist nicht nur der Ausdruck poliert, sondern das »were supposed« gibt der Aussage einen anderen Sinn, A.d.Ü.]

S. 99: And he even condescended to give lessons of philosophy in a more public manner than *suted* [*was perhaps consistent with*] the modesty of a sage or the dignity of an emperor.

Es gibt auch Fälle, in denen etwas hinzugefügt wird, ohne dass der allgemeine Sinn geändert worden wäre, die Aussage jedoch abgerundeter, bildhafter oder lebendiger wird. Etwa:

S. 31: A sandy desert, [*alike destitute of wood and water*] skirted along the doubtful confine of Syria, from the Euphrates to the Red Sea.

S. 61: The spirit of improvement had passed the Alps an been felt even in the woods of Britain [*which were gradually cleared away to open a free space for convenient and elegant habitations*].

S. 72: The sciences of physic and astronomy were cultivated [*successfully cultivated*] *with some degree of reputation [by the Greeks; the observations of Ptolemy and the writings of Galen are studied by those who have improved their discoveries and corrected their errors;]* but if except the inimitable Lucian, an [*this*] age of indolence passed away without *producing [having produced]* a single writer of [*original*] genius, *who deserved the attention of posterity [or who excelled in the arts of elegant composition]*.

An dieser Stelle sei angemerkt, dass Gibbon später daran ging, auch die zweite Auflage zu überarbeiten, womit er aber nicht weiter gedieh als bis zur S. 32 des ersten Bandes. Sein Handexemplar mit den handschriftlichen Randnotizen wurde im vergangenen Jahr anlässlich der Gibbon-Jahrhundertfeier von der Royal Historical Society ausgestellt und kann nunmehr im Britischen Museum besichtigt werden. Hier einige der Verbesserungen und Anmerkungen:

(S. 1) »... und seit dem Tod des Mark Aurel.« Hier ist die folgende Notiz eingefügt: »Hätte ich hier nicht die Geschichte jener glücklichen Epoche zwischen zwei eisernen Zeitaltern geben sollen? Hätte ich nicht den Verfall des Imperiums auf die Bürgerkriege nach Neros Tod folgen lassen sollen? Oder vielleicht sogar auf die Tyrannis, die nach Augustus' Tod einsetzte? Ach! Ich hätte sollen! Doch was frommt solch späte Einsicht? Ist der Irrtum nicht mehr zu beheben, ist Reue nutzlos.«

(S. 2) »Um den wichtigsten Aspekt seines Verfalls und Untergangs zu benennen: es ist eine Umwälzung, an die man sich immer erinnern wird und die von den Völkern der Erde immer noch gespürt wird.« Diese Worte sind getilgt und durch die folgenden ersetzt: »Um den Verfall und Untergang des römischen Reiches noch weiter zu verfolgen: Spuren seiner Sprache, Religion und Gesetze werden in unserem eigenen Land und in den europäischen Nachbarländern noch für lange Zeit erhalten bleiben.« Woran noch die Beobachtung angefügt wird: »N.B. Herr Hume erzählt mir, dass er beim Korrekturlesen seiner Geschichte stets um die Verminderung von Superlativen und die Glättung von Positiven bemüht war. Leben in Afrika und Asien, irgendwo zwischen Marokko und Japan, Erinnerungen an das Imperium Romanum fort?«

(S. 3) Zu den »Bollwerken und Grenzbefestigungen« wird angemerkt: »*Incertum metu an per invidiam* (Tac. Ann. I, 11) Warum soll ein vernunftbestimmter Ratschlag auf Rechnung eines niederen oder törichten

Motivs gesetzt werden? Welcher Ursache, Fehleinschätzung, Bosheit oder Schmeichelei soll ich dann die schlechtere Alternative zuschreiben? War der Historiker durch Trajans Erfolge geblendet?«

(S. 6) »Zur Unsterblichkeit und Seelenwanderung« die Anmerkung: »Julian widmet sich diesem theologischen Thema, dessen Bedeutung ihm persönlich bewusst gewesen sein mag (Caesares, p. 327). Doch bin ich mir nicht sicher, ob die Religion des Zamolxis noch bis in Trajans Zeiten fortbestand. Oder ob seine Dakier dasselbe Volk waren wie die Geten des Herodot. Die Seelenwanderung wurde von vielen Völkern geglaubt, kriegerischen wie etwa den Kelten oder ängstlichen wie den Hindus. Wenn Spekulationen Anlass geben zu tätigem Enthusiasmus, dann ist die Grenze dieses Handelns durch den vorherrschenden Charakter der Menschen oder des Volkes gegeben.«

(S. 7) »Von ihren Zerstörern und Wohltätern« Hierzu die Anmerkung: »Der erste Platz im Ruhmestempel gehört den Helden, die sich erfolgreich mit den Feinden gemessen hatten; und die nach der erfolgreichen Befreiung ihres Landes auch ihre Weisheit durch die Gründung oder Regierung eines blühenden Landes bewährt hatten. Es sind dies Männer wie Moses, Kyros, Alfred, Gustav Vasa, Henry IV von Frankreich u.a.«

(S. 11) »Zu Recht wurde dem Klima des Nordens der Vorzug gegenüber dem des Südens gegeben.« Hierzu die Anmerkung: »Die Unterscheidung zwischen Norden und Süden ist real und spürbar; erst die Pole an beiden Enden der Erde setzen unserem Streben ein Ende. Doch der Unterschied zwischen Ost und West ist willkürlich und zieht sich um die ganzen Globus. Als die Männer des Nordens und nicht des Westens waren die gallischen und germanischen Legionen den *südöstlichen* Eingeborenen Asiens und Ägyptens überlegen. Es war der Sieg der Kälte über die Hitze; der allerdings noch durch moralischen Ursachen vergrößert wurde.«

(S. 15) »Eine entsprechende Anzahl von Tribunen und Centurionen.« Hierzu die Anmerkung: »Die Zusammenstellung der römischen Offiziere war äußerst fehlerhaft. 1. Erst sehr spät wurde jeder Kohorte ein Tribun zugeteilt. Sechs Tribunen wurden von der ganzen Legion gewählt, von denen jeweils zwei im Wechsel von zwei Monaten das Kommando führten (Polybios VI, p. 265) 2. Eine lange Befehlskette vom Obristen bis zum Unteroffizier war unbekannt. Ich kann zwischen Centurio und Tribun keine weiteren Ränge entdecken sowie zwischen Centurio und dem Gefreiten. 3. Da die Tribunen oft ohne Erfahrung und die Centurionen ohne Ausbildung waren, hatten oftmals Glücksritter Karriere gemacht. Ein Truppenkörper, der 8 oder 9 unserer Bataillone entsprach, konnte also von einem halben Dutzend gentlemen und 50 oder 60 altgedienter Feldwebel kommandiert werden. So wie die Legionen könnten auch unsere großen Kriegsschiffe übel



Edward Gibbon von Henry Walton (1773)
London, National Portrait Gallery

Man sieht es dem hier Abkonterfeiten auch beim zweiten Hinsehen nicht an, dass er der mit Abstand bedeutendste Prosaschriftsteller englischer Zunge ist: wir sehen eine allenfalls mittelmäßige Arbeit, die Gesichtszüge schief, die Augen auf ungleichen Sehachsen, das Gesicht fast schon rat- und ausdruckslos: insgesamt ein unfertiges Gesellenstück – oder ist dies etwa bereits die vollendete, treffend-naturgetreue Abbildung der Physiognomie eines Meisters? Kaum, so möchte ich meinen; in diesem Motiv stecken mehr Möglichkeiten.

Man setze nun die luzide Eloquenz dagegen, die delikate Ironie und den kristallklaren Sprachduktus in seinem »Decline and Fall of the Roman Empire«. Sie sind alle umso bewundernswerter, als die englische Lautung sich nach meinem persönlichen Empfinden wie ein rechtes Rülp-Idiom aufführt, als ein linguistisches Wechselbalg einer romanischen Metze und eines germanischen Mietkriegers. Dass es Gibbon gelungen ist, auf diesem zweifelhaften sprachlichen Fundament ein Werk zu errichten, stabil für die Ewigkeit (Wie lange ist ewig?), macht ihn einmalig innerhalb der englischen Literatur: diese Sprache gibt eben doch etwas her für den, der schreiben kann und für den, der noch lesen mag. – Und der traurige Maat auf dem Bilde wäre dann ihr Großmeister? Nun ja, noch anderer Mütter Söhne waren gering von Ansehen und doch groß an den verschiedensten Talenten.



Edward Gibbon, Zeichnung von David Levine

Dieses hier ist nicht die beste Karikatur von David Levine, welcher Mangel wohl der Tatsache geschuldet ist, dass dem Zeichner (20. Jh.) nur die Kopie einer Kopie vorgelegen haben dürfte. Immerhin aber hat er sich dazu verstanden, aus der Darstellung von Gibbons in der Tat grotesk-pathologischem Embonpoint – fast – jeglichen zeichnerischen Spott herauszunehmen und sein Sujet allenfalls freundschaftlich zu necken: mehr davon wäre denn doch zu billig gewesen für einen Graphiker seines Formates. Möglicherweise kannte Levine auch seine Kranken- und Leidensgeschichte und Pietät bestimmte ihn, die Schärfe aus seinem Stift zu nehmen. Von den drei Abbildungen gefällt mir nach längerem Zusehen diese sogar am besten: die Physiognomie ist die lebhafteste, und der Meister der literarischen Ironie wird eine kleine Portion darstellerischer Spöttelei sicherlich anerkennen und goutieren, und wäre er auch wie in diesen Falle selbst der Leidtragende.

fand er es ganz in der Ordnung, dass seine erste Schrift, über das Studium der Literatur, die er – wie gesagt – in französischer Sprache zu zweiundzwanzig Jahren verfasste, aber erst zwei Jahre später herauszugeben wagte, in Frankreich eine bessere Aufnahme fand als in England. Auf Wunsch seines Vaters wurde er dann Offizier, für wenige Jahre. Gegen Ende des Siebenjährigen Krieges riss er sich los und machte seine erste Reise nach Paris, wo er als ein schriftstellernder Amateur in dem Kreise von Diderot und d'Alambert freundlich aufgenommen wurde. Von Paris begab er sich über sein geliebtes Lausanne nach Italien; dort, zwischen den Ruinen der ewigen Stadt, als er die Bettelmönche im Tempel Jupiters ihre Vesper singen hörte, tauchte in ihm zum ersten Male die Idee auf, den Niedergang Roms (zunächst nur der Stadt) zum Gegenstande seiner Lebensaufgabe zu machen. Gibbon selbst stellt es so dar, als hätte er nur den Beruf zum Geschichtsschreiber unabweisbar in sich gefühlt, als hätte er aber den Stoff für sein einziges, großes Werk nicht zufällig gewählt. In Wahrheit war Gibbon Schriftsteller im Dienste seiner eigenen, rebellischen Neigungen; er hatte zunächst angefangen, mit einer Geschichte der Schweiz einen Beitrag zur Entwicklung der politischen Freiheit zu entwerfen; als sein Vater 1770 gestorben war und Edward Gibbon nach vielen geschäftlichen Scherereien aus dem Erbe ein kleines Vermögen gerettet hatte, das ihm bei großer Sparsamkeit ökonomische Unabhängigkeit gewährte, machte er sich zum ersten Male einen Lebensplan und der bestand wesentlich in dem Entschluss, seine ganze Arbeit der Abfassung des Werkes zu widmen, das nicht mehr und nicht weniger als die weltgeschichtliche Katastrophe der geistigen Freiheit behandeln sollte: die Vernichtung der hohen antiken Kultur durch das Aufkommen des Christentums. Denn das ist die Tendenz, in manchen Kapiteln die offene Tendenz seines weltberühmt gewordenen Werkes »History of the Decline and Fall of the Roman Empire.«

Wie andere englische Philosophen und Gelehrte sollte auch Gibbon sich dem Staatsdienste widmen; er wurde Mitglied des Unterhauses, erhielt für eine politische Schrift, die er als ein Advokat seiner Partei abgefasst hatte, ein sehr einträgliches Amt, aber die Abhängigkeit von Politikern war auf die Länge nicht seine Sache.

Er war kein einseitiger Büchermensch, er wusste mit den Menschen und ihren Geschäften Bescheid; doch er war weder ein Mann der Tat noch der Rede und besaß, bei aller Freude an einem gesicherten Auskommen, keinen Erwerbssinn. Sein Vater hatte ihn schon in seinem 23. Jahre zum Mitglied des Unterhauses machen wollen; in einem köstlichen Brief hatte Gibbon diesen Plan seinem Vater ausgeredet und gebeten, das Geld, das die Wahl kosten würde, lieber für eine Reise durch Frankreich, die Alpen und Italien ausgeben zu dürfen. Als er sich nun, ein angesehener Mann geworden, doch zu einer politischen Tätigkeit bereden ließ, mochte die Hoffnung mit-

gesprochen haben, binnen kurzem als Minister selbst Geschichte machen zu können. Zur Selbständigkeit, zu einer Führerstellung vermochte er sich in seiner politischen Laufbahn nicht zu erheben; und als die Partei, der er sich ergeben hatte, zu unterliegen schien, folgte er kurz entschlossen einem lang gehegten Wunsche: er ließ sich dauernd in Lausanne nieder, wo er gemeinsam mit einem Freunde in bescheidener Behaglichkeit lebte. Stetig, ohne sich zu überstürzen, ohne sich zu ermüden, schaffte er an seinem Geschichtswerke, dessen letzte Zeile er wenige Tage vor dem Bastillenkrieg niederschrieb. Für die geistige Erholung genügte ihm ein geselliger Verkehr mit einigen Nachbarn; doch war er schon durch die ersten Bände seines Buches ein berühmter Mann geworden, und bald fehlte es nicht an angesehenen Besuchern von nah und fern. In seinen letzten Lebensjahren beschäftigte er sich fast ausschließlich mit der Abfassung seiner Memoiren, die ein Muster von eitelkeitslosem Selbstbewusstsein und feiner Selbstkritik geworden sind.

Der französischen Revolution stand er, der Verteidiger jeder Freiheit, feindlich gegenüber, machte das schroffe Urteil Burkes zu dem seinen, ja er, der Atheist, ging soweit, dessen Eintreten für die kirchlichen Einrichtungen gut zu heißen. Ich gehe wohl nicht fehl, wenn ich diese entschiedene Parteinahme für die Sache der Ordnung, etwa wie Schopenhauers reaktionäre Gesinnung von 1848, aus dem einfachen Egoismus des Denkers erkläre, der seine Kreise durch keinerlei Unordnung stören lassen will; Gibbon war so wenig Demokrat, dass er sich darauf vorbereitete, beim ersten Anzeichen demokratischer Unruhen die Schweiz zu verlassen. Er dachte daran, in einem Totengespräch zwischen Lukianos, Erasmus und Voltaire seine Meinung darzustellen: ein alter Aberglaube dürfe nicht der Verachtung eines blinden und fanatischen Pöbels preisgegeben werden.

Seine Aufgabe betrachtete er als erfüllt durch sein Geschichtswerk. Seinen Ruhm genoss er froh, ohne den Ruhm zu überschätzen. Todesgedanken kümmerten ihn nicht, als es bereits mit seiner Gesundheit abwärts ging und seine Freunde durch seinen krankhaft gewordenen Leibesumfang ängstlich gemacht wurden. Im Frühjahr 1793 starb die Frau seines Freundes Lord Sheffield. Gibbon möchte sofort nach England, seine Anteilnahme zu beweisen, vielleicht auch, um mit der nahen Revolution in der Schweiz nicht in Berührung zu kommen. Die Reise durch Frankreich ist in diesen Kriegsläufen unmöglich; er wählt den Weg über Frankfurt a.M. durch Deutschland, der auch nicht ungefährlich ist, gelangt glücklich nach London und stirbt dort am 16. Januar 1794.

Gibbons kühle, beinahe ironische Haltung gegen das Christentum erregte in England fast allgemein Anstoß. Besonders die Historiker, deren Ruhm durch ihn verdunkelt wurde, erschrakten über diesen neuen Ton. Robertson

meinte, dieser verletzende Indifferentismus würde dem Absatz des Buches schaden. So etwas hätte ein Mann von Gibbon auf sich genommen. Da erstand ihm aber unerwartet ein Gegner, der weder zu den Rechtgläubigen noch zu den Fachgenossen gehörte und der etwas zudringlich volle Aufrichtigkeit von Gibbon verlangte. Es war Priestley (1733-1804), berühmt als Physiker, der ebenbürtige Nebenbuhler Lavoisiers, in der Psychologie ein Schüler Lockes und eigentlich schon Materialist, der das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele lehrte; von Hause aus war er Prediger – ein gereinigtes Christentum. Dieser Priestley veröffentlichte ein Buch über die Verderbnis des Christentums und schickte es dem unchristlichen Geschichtsschreiber Roms zu, als eine Herausforderung. Gibbon antwortet (Januar 1783) sehr bitter; Priestley sei noch ungläubiger als er, weil er urteile, wo der Geschichtsschreiber nur berichte. Priestley werde nicht verbrannt werden wie sein Vorgänger Servet, aber seine Schriften werden ebenso der Vergessenheit anheim fallen; von Servets Büchern werde höchstens noch das über die Dreieinigkeit gelesen, aber nur darum, weil es die erste Ahnung vom Blutkreislauf enthalte. Die deutliche Meinung ist: Priestley solle bei seinen Leisten bleiben und sich nur mit physikalischen Fragen beschäftigen.

Die Gegenäußerung Priestleys (Februar 1783) wäre in der Form unverzeihlich, wenn da nicht in der Sache die Hinterhältigkeit der allermeisten Gegner des Christentums getroffen wäre. Priestley bewundere an Servet den Mut, für seine Überzeugungen zu sterben; in dem Werke von Gibbon bestehe ein Widerspruch zwischen dem Wortgebrauch und der Gesinnung. »Ich scheue mich nicht, ein solches Benehmen sehr unwürdig und niedrig zu nennen; übrigens werden sie fühlen, dass eine solche Schreibart bei ihrem ersten Erfinder geistreich und reizvoll war, jetzt aber zu oft nachgeahmt worden ist, um meine Geringschätzung nicht zu verdienen.« Gibbon lehnte jeden weiteren Briefwechsel schroff ab und verbat sich jede Belästigung. Priestley aber veröffentlichte die Briefe; er hatte zumeist an der »ironischen Schreibart« Anstoß genommen.

Während Theodor Mommsen den vierten Band seiner Römischen Geschichte, wie ich von ihm selbst gehört habe, zu einer Darstellung der Entwicklung des Christentums gestalten wollte, anders als der atheos Gibbon, wahrscheinlich kritisch und rein historisch im Gegensatz zu dem aufklärerischen und antichristlichen Standpunkte des Engländers, scheint Gibbon selbst sein großes Werk über den Verfall und Untergang des Römischen Reiches zumeist geschrieben zu haben, um in vorsichtiger Form seinen Hass gegen das Christentum auszusprechen. An einem solchen Hasse zu zweifeln ist kaum mehr möglich, wenn man die Bände ohne Vorurteil gelesen hat und beachtet, dass Gibbon von früher Jugend an religiösen Fragen einen heftigen Anteil nahm und dass die oft sehr antichristlichen englischen Deisten seine Lehrmeister waren. Sein Hass und wohl auch seine Vorsicht vereinigten sich,

so dass eben Ironie die herrschende Form seines Vortrages wurde; diese Ironie ist heute, nach dem tapferen Vorgehen von Strauß und Feuerbach, nicht mehr ganz so erfreulich, wie sie auf den Ausgang des 18. Jahrhunderts wirken mochte. Man muss sich aber dieses Grundzugs der Ironie bei Gibbon immer wieder erinnern, will man seine Ausdrucksweise an hundert Stellen nicht missverstehen. Das ganze Werk ist so mit Ironie durchsetzt, dass Beispiele überflüssig sind. Es ist nicht die blutige, direkte Ironie eines Swift oder Loscow, die den Leser auffordert, jedes Mal das Gegenteil des ausgesprochenen Urteils an seine Stelle zu setzen; es ist vielmehr die künstlerische Ironie, die man so oft in den Reden Bismarcks wahrnehmen kann und die man noch deutlicher aus Bismarcks Vorträge heraushören konnte: das abfällige Urteil wird durch ein so höfliches Wort ausgedrückt, dass der Leser ein möglichst unhöfliches einzusetzen geneigt ist. Ein Grieche fordert z.B. den Bischof von Antiochia auf, nur einen einzigen Verstorbenen aufzuwecken und verpflichtet sich sodann, das Christentum anzunehmen. Gibbon fügt hinzu: »Es ist merkwürdig, dass dieser Prälat es für dienlich hielt, eine solche ehrliche und vernünftige Aufforderung abzulehnen.« Es wäre leicht, eine lange Reihe von grauenhaften Leidensgeschichten der Märtyrer zusammenzustellen; aber, sagt Gibbon, »ich bin zweifelhaft, wie viel ich davon nacherzählen soll, solange ich noch nicht überzeugt bin, wie viel ich davon zu glauben habe.«

Man sieht: Der Aristokrat Gibbon, der die Revolution verabscheute, bekannte sich so offen wie nur möglich zum Atheismus.

I
RÖMISCHER ALLTAG



Schul-Szene. Flachrelief
Rom, Vatikanische Museen

Die römischen Privatschulen (eine allgemeine, staatlich kontrollierte Schulpflicht gab es nicht) waren kein Ort der geistigen Schwerathletik: der Lehrer (2.v.l.) ist durch seine Barttracht zwar als Intellektueller (ein Grieche am Ende? Die waren besonders wertvoll!) gekennzeichnet, aber er muss, wenig passend, in einen stupiden Pauk- und Drillunterricht, emulgiert mit Schrei- und Prügeleinlagen, seinen Privatschülern die Grundrechenarten sowie Schreiben und Lesen beibringen. Ich kann nicht ausschließen, dass der Schüler ganz rechts zu spät gekommen ist und einer Begrüßung gewärtig sein darf, die über ein flüchtiges Grüßen mit der Hand weit hinausgeht. Das Sozialprestige solcher Elementar-Lehrer (*magister ludi*) war gering, denn ihr Beruf wurde überwiegend von Sklaven oder gebildeten Freigelassenen ausgeübt. Außerdem war die Zahlungsmoral der Eltern notorisch schlecht, Ansehen genossen allenfalls die Lehrer für Erwachsene, und hier wiederum die hochqualifizierten Rhetoriklehrer.



Römischer Legionär

Der Ewige Soldat. hier ein Exempel aus der Römischen Schule. Dies wäre also der Mann, ohne den »Cäsar Gallien nicht besetzt« und ebenso gut das Imperium sich nicht über Jahrhunderte ihrer anstürmenden Feinde erwehrt hätte: Seine Bewaffnung ist unvollständig, es fehlen Schwert, Schild, Lanze und Speer – also alle Fern – und Nahdistanzwaffen – aber auch die Rüstung scheint mir bemerkenswert: sie ist sofort als römisch zu identifizieren, und wenn im Laufe der Zeit Änderungen vorgenommen wurden – und das wurden sie – dann waren es jedenfalls keine grundlegenden. Im Grunde wurde erst nach der Erfindung und allgemeinen Einführung der Handfeuerwaffen die Metall-Rüstung in den Kriegen zwischen den christlichen Völkern des Abendlandes überflüssig (und ist es bis in unsere Gegenwart geblieben). Den Typus »Ewiger Soldat« aber findest du heute noch. Überall.



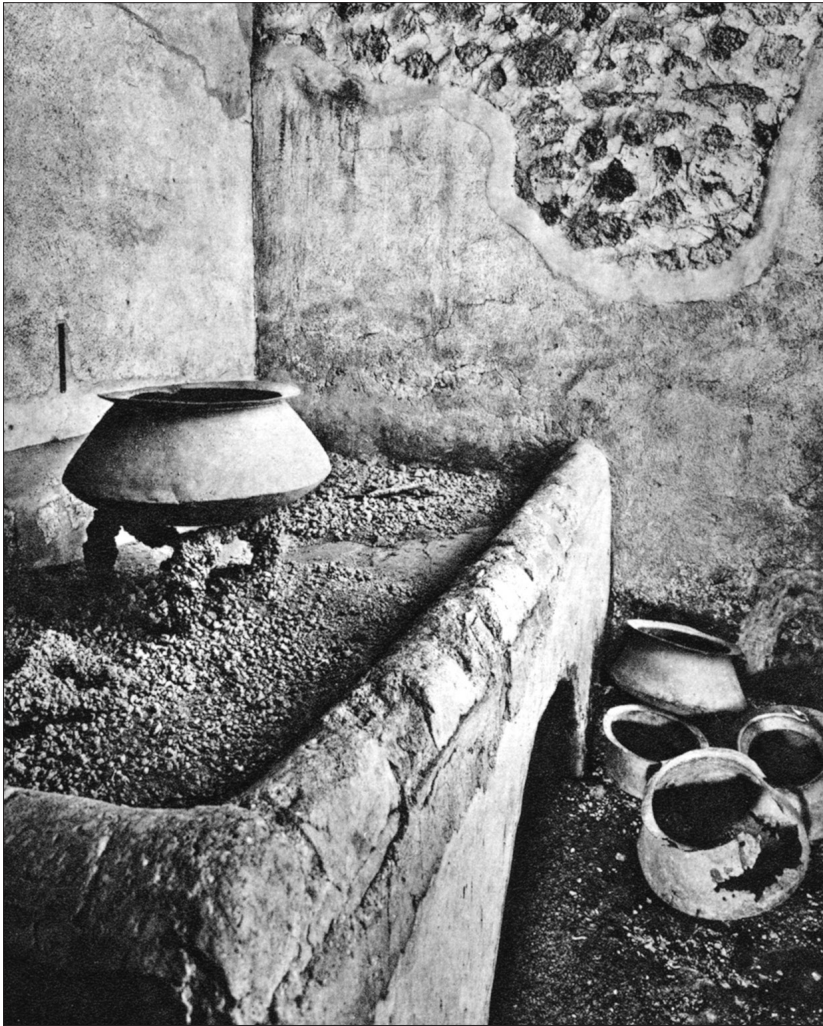
Siegreicher Rennfahrer

Der Zügel in der Linken weisen auf den Lenker eines Rennwagens und Helden einer Zirkuspartei hin, das Palmengrün in der Rechten auf einen unverwelklichen Sieg. Vielleicht erinnert sich der Leser an den berühmten Wagenlenker von Delphi, welcher nach der wohlbegründeten Meinung einiger Exegeten den Augenblick zeigt, als er nach seinem Sieg eine Ehrenrunde fährt und dabei in ruhiger Gefasstheit den Jubel den Publikums einsammelt. Er und unser Wagenlenker sind in noch junglichem Alter, und beide müssen das Erlebnis ihres (möglicherweise ersten) Sieges erst noch verarbeiten. Beeilt euch damit, nichts ist vergänglicher als sportlicher Ruhm!



Start zu einem Wagenrennen

Hier sieht man drei Vierergespanne mit wimmelnden Hufen start- und laufbereit postiert: Das wettkampfbegeisterte römische Publikum entwickelte für die vergleichsweise harmlosen Vergnügungen der Wagenrennen eine im Extremfall staatsgefährdende Leidenschaft, wie wir in der Geschichte der Ostmetropole Konstantinopel immer wieder lesen können. Nicht nur genossen die Stars der Wagenlenkerzunft einen ähnlichen Kultstatus wie heutigentags die Fußballtreter oder Faustkämpfer; es konnte wegen der inkompatiblen Anhängerschaft der Kaiser und des Volkes zu einer je und je »anderen Farbe« zu ernster Abkühlung der Popularität bzw. der Gefolgschaftstreue kommen und – kam es auch. Der gegenseitige Liebesentzug machte selbst vor Blutvergießen nicht halt. – Die Trabrennen der Gegenwart leben vermutlich in der bewussten Nachfolge ihrer antiken Vorbilder, sind aber bedeutend unschuldiger und sicherer. Über die Größe der Entlohnung der antiken Vorläufer habe ich nichts in Erfahrung bringen können, so dass sich Vergleiche verbieten. Gratis sind sie bestimmt nicht losgallopiert.



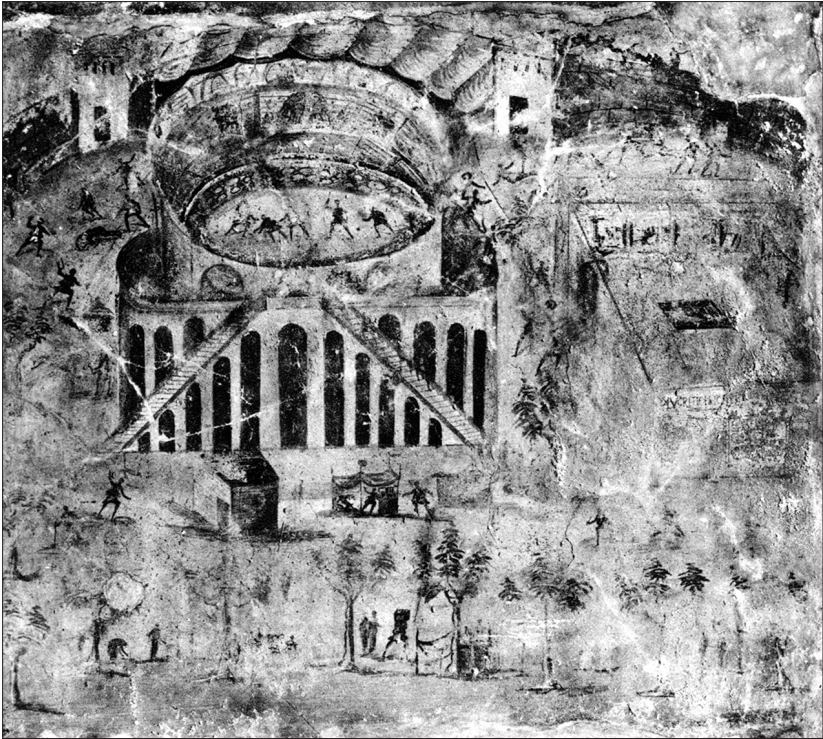
Römische Küche, Pompeji

Einladend sieht diese pompejanische Garküche nicht aus, sie ist wohl gar hygienisch anfechtbar, aber sie hat alle Attribute einer praktisch eingerichteten Bewirtungsstätte für eilige Gäste – und welcher Bürger einer Weltmacht hat es nicht eilig? Außerdem ist dieses Straßenrestaurant gut geeignet, das alberne und völlig einseitige Bild der römischen Esskultur zurecht zu rücken, wie es sich vermöge der Sandalenfilme oder der Asterix-Hefte (»Lieg' anständig bei Tisch!« – hier handelt es sich wohl um kabarettistischen Vorsatz) gebildet haben mag. Die Römer mussten nicht notwendig liegen, sie konnten auch im Stehen oder Sitzen essen! Und vermutlich auch im Weitergehen ...



Samnitischer Gladiator. Statuette

Diese Statuette eines schwergepanzerten Schwertkämpfers evoziert in mir augenblicklich die Frage nach der geistigen und moralischen Verfassung eines Volkes, das sich damit amüsieren und seine Zeit totschiessen kann, wenn sich Andere gegenseitig auf Leben und Tod bekämpfen müssen. Der Hinweis auf eine uralte Tradition (in archaischen Zeiten mussten schwerbewaffnete Kriegsgefangene Zweikämpfe bei Begräbnissen ausführen, denn wie jedermann weiß, können nur so der Geist des Verstorbenen versöhnt und die Götter der Unterwelt gnadenreich gestimmt werden) gilt spätestens dann nicht mehr, wenn der sakrale oder gottesdienstliche Hintergrund verschwunden ist. Für das Jahr 264 v.Chr. ist der erste römische Gladiatorenkampf dokumentiert. Deshalb wurde später ein anderer heiliger Zweck verfolgt, nämlich die Darstellung von römischen Tugenden – Mut, Todesverachtung und Disziplin. Um Ausreden waren auch die Römer nie verlegen, und Volkszorn entflamte zuverlässig, wenn über die Einstellung der Schlächtereier laut nachgedacht wurde. 404 n.Chr. (668 lange Jahre hat sich dieser blutige Irrsinn also gehalten) wurde das Metzeln von Menschen zur Unterhaltung durch Kaiser Honorius endgültig verboten. Die Regentschaft dieses Monarchen ist lang (39 J.) und ereignislos, doch selbst wenn dieses seine einzige Tat geblieben wäre, so wäre er deswegen bereits vor der Geschichte gerechtfertigt. Das öffentliche Schlachten von Tieren, Tierkämpfe genannt, wurde 523 verboten und lebt bis heute nur noch in Spanien fort.

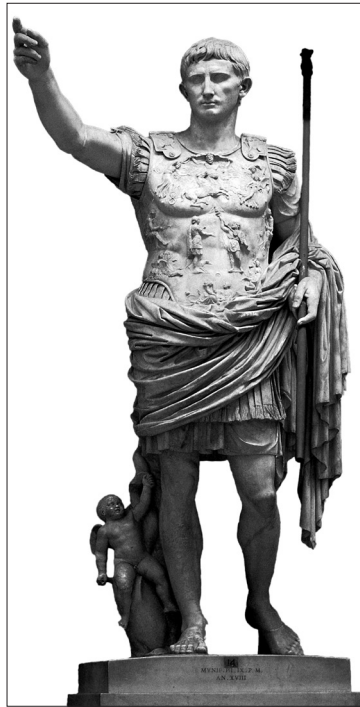


Zirkus-Kämpfe. Fresko

Und hier der Tatort. Die Täter sitzen auf den Rängen und johlen und grölen, wie man sich leicht vorstellen kann, die Opfer befinden sich in der Arena, einige liegen bereits im Sand, vermutlich tot – lassen wir die Bildbeschreibung und halten fest, dass die Gladiatorenkämpfe den dunkelsten und erbärmlichsten Punkt in der langen Geschichte Roms darstellen. Dabei ist Roms Geschichte keineswegs arm an schlimmen Kapiteln, dieses aber ist das schlimmste. Doch ich will mich einige Augenblicke zurücknehmen: es ist leicht vorstellbar, dass sich auch heute noch, eine üppige Bezahlung vorausgesetzt, Leute finden würden, die mit Hieb- und Stichwaffen aufeinander losgehen würden. Auch ein entsprechendes Publikum fände sich leicht. Gewiss, kein Staat der Welt würde derlei zulassen, aber Menschen, die bereit wären zu kämpfen und zu gaffen, gibt es sicherlich. Wir sollten uns nicht einbilden, dass unsere Zeiten den früheren moralisch wesentlich überlegen seien.

II

BILDNISSE GEKRÖNTER HÄUPTER



Augustus (16. Jan. 27 v. – 19. Aug. 14 n. Chr.)
Rom, Vatikanisches Museum

Hier also ist der Mann, welcher dem tödlich verwundeten Römischen Imperium noch einmal mehrere hundert Jahre Aufschub verschafft hat. Zwar hatte er der nach einem Jahrhundert Krieg und Bürgerkrieg erschöpften römischen Republik den Totenschein ausgestellt, ihren Einrichtungen (Senat, Konsulat, Volkstribunat) in zärtelnder Pietät und Schonung das Gnadenbrot in Form eines folkloristischen Polit-Schauspiels zugewiesen und so die Etablierung der Monarchie befördert; und selbst ihr allmählicher Zerfall und endlicher Untergang – Gegenstand von Gibbons grandioser Darstellung – dauerten länger, als die meisten Großreiche der Geschichte existieren durften. Da mag er denn hier zuerst genannt sein.

Das Bildnis zum Kaiser lässt, obwohl es sicherlich ein »offizielles« Prunkbild ist, einiges von seinem unschönen Ehrgeiz und dem brachialen Durchsetzungswillen seiner Jugendjahre erahnen; der Kleingott, der hier den »Klotz am Bein« geben muss und doch mit frivoler Keckheit dem Ehrwürdigen (lat.: »Augustus«) des Reiches an der Tunika fingert, schafft da nur unzulänglich emotionale Abfederung; die Milde und Versöhnlichkeit, aber auch die Resignation, die man seinen sich neigenden Jahren nachsagte, muss man in anderen Bildnissen suchen.



Trajan (28. Jan. 98 – 7. Aug. 117)
München, Glyptothek

Wenn die Überlieferung zuverlässig ist, dann sehen wir hier den besten (optimus) aller römischen Kaiser überhaupt. Es ist dies das Urteil eines senatorischen Historikers, Cassius Dio, dem das gute Verhältnis Trajans zum Senat den Stift geführt haben mag; einer Lobrede des Plinius, deren Wert als Quelle man vorderhand als »problematisch« bezeichnen darf; und schließlich die dienstliche Korrespondenz eben dieses Plinius mit eben diesem Kaiser. In den erhaltenen Briefen wird die Vorgehensweise gegen die neue Sekte der Christen erörtert, und hier erweisen sich der ratsuchende Plinius und sein Herrscher als umsichtiger und besonnener, als es die Christen in späteren Zeiten gegenüber ihren Gegnern jemals gewesen sind. Auch mochte das zeitgenössische Urteil über ihn nach den Schreckensjahren des Domitian günstiger ausfallen. Wie auch immer, seit 114 war er der Beste, und dieses Ideal eines überragenden Herrschers wurde geformt durch virtutes (Tugenden), iustitia (Gerechtigkeit), clementia (Milde) und pietas (Frömmigkeit, angemessenes Verhalten) gegenüber Menschen und Göttern.



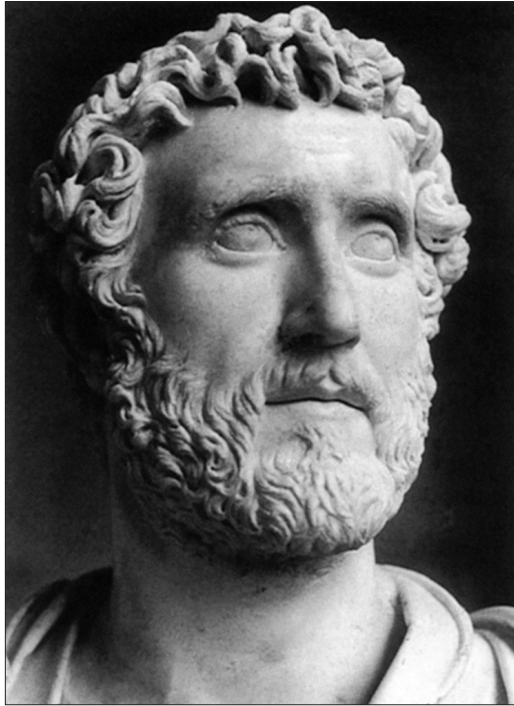
Hadrian (11. Aug. 117 – 10. Juli 138)

Rom, Kapitولينisches Museum

Die Nachrichten über Hadrians Interessen und seine bedrohlich großen Geistesgaben sind derart vielfältig und widersprüchlich, dass einige Forscher anraten, »sämtliche Quellenprobleme einfach zu überspringen«. Freudig folg ich solchem Rat und mache den Leser dafür mit einem Gedicht bekannt, das der Kaiser in Erwartung seines nahenden Todes verfasst haben soll (Historia Augusta, Hadrian 25):

<p>animula vagula blandula, hospes comesque corporis, quo nunc abibis? in loca</p> <p>pallidula rigida nubila – nec ut soles dabis iocos</p>	<p>Kleine Seele, schweifende, zärtliche, Gast und Gefährtin des Körpers, Wohin wirst du nun fortgehen? An Orte, bleich, starr, finster – und nicht mehr wirst du wie bisher Späße machen.</p>
--	---

Aber natürlich besteht unter den Althistorikern und –philologen Fehde über Authentizität und literarische Qualität dieses kleinen iambischen Fünfzeilers. Wer kann da noch reinen Herzens Gedichte lesen?



Antoninus Pius (10. Juli 138 – 7. März 161)
München, Glyptothek

Die Regierungszeit dieses von seinem Vorgänger Hadrian adoptierten Herrschers ist ruhig zu nennen, nie hat er während seiner Herrscherjahre Rom zu kriegerischen Unternehmungen verlassen, und entsprechend karg ist die Quellenlage. Wenn ein gekröntes Haupt das senatorische Ehren-Cognomen »Pius« (der Fromme) trägt, dürfte sein namensgebender Tatendurst dosiert und damit seiner Popularität nicht förderlich gewesen sein, schon gar nicht bei den Römern, diesen Siegern der Geschichte ... »Glücklich das Volk, dessen Geschichte langweilig zu lesen ist« (Montesquieu). Das wäre dann sein Gegenentwurf zu den Expansionsepochen, und der fromme Antoninus hat es vorgelebt, mit philosophischem Temperament, ernst und konzilient, ein wahrhafter Monarch, wie ihn dieses Meisterstück der Portraйтkunst ausweist.